

Das Kind zwischen den Trümmern

Von FRANZ HILLIG S. J.

Auf den Ruinen unserer Städte spielen die Kinder. Sie pflanzen Blumen darauf und bauen sich Häuser und freuen sich dieser seltsamen Gebirge, die in so bequemer Nähe aufragen und zu kühnen Besteigungen und Rutschpartien verlocken. Uermüdlieh kann man in diesen Steinbrüchen wühlen und aus dem Gewirr von Schutt und Eisen die merkwürdigsten Dinge zutage fördern. Vermag sich das kleine Volk überhaupt vorzustellen, daß ganze Generationen von Kindern ohne solche Schuttberge aufgewachsen sind?

Doch während unsere Kinder auf den Trümmern spielen und dabei vor Vergnügen in die Hände klatschen, ist uns keineswegs froh zumute. Wir gönnten ihnen ein anderes Kinderparadies, wie wir ihnen eine andere Ernährung und eine hellere Zukunft wünschten. Wie haben wir es nur angestellt, daß wir ihnen nichts Besseres als Trümmer zu hinterlassen wissen? Sind die Kinder nicht unsere Opfer, und trifft uns ihr ahnungsloses Spiel nicht wie eine erschütternde Anklage? Ein Maler unserer Tage hat ein Kind gemalt, ein Mädchen. Es sitzt mutterseelenallein in einer Landschaft von lauter Trümmern und schaut mit großen Augen, die nicht begreifen, zum Beschauer auf. Hat man ihm das elterliche Haus zerstört; hat man ihm Vater und Mutter erschlagen; will es wissen, wie sein Leben nun werden soll?

Und doch hat es seine Richtigkeit und einen tiefen Sinn, wenn unsere Kinder das Werk unserer Härte und Hilflosigkeit mit Blumen schmücken und ihr Lachen wie Sonnenschein darüber ausschütten. Denn sind sie schon die Opfer unserer schlechten Weltregierung, dann sind sie vielleicht auch deren Überwindung. Sie stehen selber wie Blumen der Hoffnung an den Gebirgen des Grauens und der Mutlosigkeit, die wir angehäuft haben. Ihr Herz wenigstens ist unbeschwert, und in ihren kleinen Händen halten sie trotz allem das Geheimnis eines schöneren Morgen, um das sich unsere Theoretiker und Politiker so wenig erfolgreich bisher bemüht haben.

Die Kinder spielen auf den Trümmern unserer Städte. — Könnte es nicht sein, daß wir mitten „im grausenden Blick auf die unheimlichen Untergründe des Lebens das Kindhafte wiederfinden, das allein davor rettet“? (Friedrich Muckermann.) Vielleicht wäre es auch für uns ersprießlich — wenigstens im Geist und in der Gesinnung — nachzutun, was von Kardinal Bérulle erzählt wird. Wenn der einem Kind begegnete, beugte er sich, so sagt man, zu dem kleinen Geschöpf nieder und zeichnete sich mit der Kinderhand ein Kreuz auf die Stirn, als ginge eine Segnung und Lossprechung von ihr aus. So tief

war er davon durchdrungen, daß es um das Kind ein gnadenvolles Geheimnis ist.

Wenn Sonne über den Trümmern liegt, verlieren sie schon manches von ihrer Trauer, und wenn unsere Kinder auf ihnen spielen, scheint uns der Jammer nicht mehr ganz so uferlos. Dann bricht eine Helligkeit, die aus der Welt des Evangeliums stammt, in unser Sorgen und Grübeln ein. Die Kinder, die Kinder! Wenigstens habt ihr noch euer Kind! Und ihr habt es nicht bloß. In ihm besitzt ihr den Schlüssel für das Neue, Kommende, dem nun all unsere Kraft gelten soll. In ihm ist uns das Vorbild und der Weg gewiesen: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder!“ (Matth. 18, 3.) — Manche Menschen werden sogleich feierlich, wenn sie ein Wort aus der Schrift hören. Sie lassen sich von den Malern verführen, auch hier den Rangstreit der Jünger bei Matthäus 18 und seine Schlichtung im Zeichen des Kindes in einen falschen pathetischen oder sentimentalischen Bühnendekor zu kleiden. Doch alles an dieser Stelle läßt darauf schließen, daß diese ganze Szene so schlicht wie nur möglich und von feinem Humor umspielt war. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Knabe, den der Meister bei dieser Gelegenheit herbeirief, um den Geltungsdrang der Jünger abzukühlen, den er in seine Arme schloß und ihnen als Vorbild hinstellte, ein richtiger galiläischer Straßenjunge in wenig gepflegter Aufmachung. Aber er lachte mit Mund und Augen und war in seinem ärmlichen Rock und den nackten Füßen allen Ministern und Königen der Erde überlegen, weil er keine Sorgen hatte, weil er noch lachen konnte, eben weil er ein Kind war.

Im „Wilhelm Meister“ steht, es sei der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, und alles über ihnen schwer wird. — So kann es nicht wundernehmen, wenn die lastende Gegenwart diesen Hang bei uns noch verstärkt, und wir allenthalben sorgendurchfurchten Stirnen und Menschen mit Problemen und Problemfalten begegnen. Der Blick auf die sorglos spielenden Kinder könnte uns aufheitern. „Sorgt euch nicht ängstlich!“ Er könnte, wie es manchmal Kinderhände auf der Stirn der Eltern tun, ein paar Falten glatt streichen. Dieses „déraidissement de l'homme“, dieses Faltenglätten, das Péguy nicht müde wird dem Menschen zu predigen, den er einen Brunnen der Unrast und der Bitterkeit nennt, unrastiger als die ganze übrige Schöpfung zusammen. Denn die Falten machen nicht nur häßlich. Sie sind Verfestigung und Verhärtung. Sie bedeuten das Ende der Schmiegsamkeit, der quellenden Frische, der gütigen Nachgiebigkeit, des Lebens. Sie machen aus dem Menschenantlitz eine Maske. Und die Falten sind selber nur wieder Ausdruck für einen Vorgang in den Tiefen der Seele: ihrer ausgefahrenen Bahnen, ihrer toten Gewöhnung, ihrer Verhärtung und Erstarrung. Gleicht nicht die Seele vieler unserer Brüder einer Kraterlandschaft, die von unerbittlichen Geleisen durchschnitten wird, und auf deren Grund die abgestandenen Gewässer der Bitterkeit ihren Gifthauch verbreiten? Hassen und Nichtvergessenkönnen. Ausweglose, zerkrampte Qual. Ein einziges Trümmerfeld. — Und draußen spielen die Kinder! „Wenn ihr

nicht werdet wie die!“ Schaut auf die Kinder. Seid ein ganz klein wenig wie sie. Lächelt einmal, auch wenn dieses Lächeln eine Leistung ist. Gott will diese Leistung von uns.

Die Sorgen und die Not sind so wenig ein Einwand gegen das Lächeln, wie die Krankheit einer gegen die Heilung ist. Der Herr hat uns die Kinder an den Weg gestellt, damit sie unser maßloses Sorgen heilen. Sie sind oft nicht reicher als ihre galiläischen Kameraden, aber in ihnen ist der gleiche Frohsinn. (Wie gern hätte ich euch neulich zu der armen Fuhrmannsfamilie mitgenommen, die beim Sägewerk arbeitet. Wo die fünf Buben und Mädels ungewaschen und dürftig bekleidet herumtollten und vor Vergnügen krächten....) So wenig braucht es, um glücklich zu sein! Oder so viel. Denn freilich, die Kinder tragen einen Schatz in sich, von dem sie selbst nichts wissen, und dem wir wie dem verlorenen Paradies nachtrauern. Er stammt ja auch aus dem Paradies. Das Kind ist nicht nur der kleine Mensch. Er ist der neue Mensch. An ihm ist ein Köstliches, vor dem der ganze mächtige und gelehrte Apparat des Erwachsenen einfach zusammenklappt. „Versucht doch nur, ein Kinderwort nachzumachen“, fordert uns wieder Péguy heraus. Wir können es nicht. Wir haben diese Frische des Anfangs nicht mehr, während dem Kind auf Schritt und Tritt die Brunnen springen. Es gibt gewiß Kinder, die lügen und erfinden. Aber sie brauchen gar nicht zu erfinden. Sie leben noch in der Welt der Wunder, sie erleben noch Unerhörtes, und über ihnen wölbt sich ein blauer, tiefer Himmel.

Die Lokalnotiz der Zeitung empfängt die Weihe des Märchens, wenn sie von den Kindern zu erzählen beginnt, und ich für meinen Teil verstehe durchaus, daß kein Geringerer als Julius Langbehn sich beeilt, den folgenden Bericht seinem Freund und Gönner Bischof Keppler mitzuteilen — mit den Worten, wie es in der Zeitung stand:

„Vor einigen Tagen verschwand in Pleß ein noch nicht ganz vier Jahre altes Kind, das nur mit einem Hemd bekleidet war. Nach vielem Suchen fand man es im Walde bei Jastrzemb bewußtlos unter einem Baume liegend. Es gelang, das Kind wieder zum Bewußtsein zurückzurufen. Es war dem Vater nur im Hemde, barfuß und ohne Kopfbedeckung nachgelaufen, wurde vom Laufen und Rufen müde und legte sich im Walde hin. Es erzählte, daß es sehr gefroren und geweint hätte. Inzwischen sei es finster geworden, da wäre ein großer Hund gekommen und hätte sich zu ihm gelegt; da sei es ihm warm geworden, und dann wäre es eingeschlafen . . . Der ‚große Hund‘, von dem das Kind redet, war wahrscheinlich ein Reh.“¹

Das war im Frühjahr 1901. Doch unsere Kinder, die in den Luftschuttkellern aufgewachsen sind und zwischen den Trümmern spielen, sind nicht anders. Sie blicken mit den gleichen neuen Augen und erleben mit dem gleichen ungeteilten und unverbrauchten Herzen. Man könnte Bücher füllen, wollte man das belegen. Ein paar Beispiele nur: Es war in einem Berliner Luftschuttkeller, der nur halb in der Erde steckte, bei einem schweren Luft-

¹ Langbehn-Briefe an Bischof Keppler. Vorgelegt von Momme-Nissen. Herder 1937, S. 32.

angriff. Einschläge in großer Nähe. Dann ein dumpfer Schlag, ein Rieseln, Glassplitter, Gebäudestaub und — eine große Stille. Und in die Stille hinein die Frage des Kindes: „Mutter, sind wir jetzt tot?“

Oder ein friedlicheres Bild, ebenfalls aus dem Krieg. Das Krankenhaus rüstet zur Weihnachtsfeier. Das fünfjährige Arzttöchterchen soll als „Engel“ fungieren. Lange haben die Kinder davon geträumt. Nun hat das Kind das Flügelkleid angelegt. Das dreijährige Brüderlein steht in fiebriger Erwartung vor ihm und stößt schließlich hervor, und die ganze brennende Sehnsucht des Knaben vibriert darin: „Nun flieg!“ Aber die Schwester probiert vergebens. „Ich kann nicht fliegen!“ kommt es todtraurig heraus. Ein Traum war zerbrochen. Aber wie glühend war er gelebt in der Frische der jungen Seelen!

Ein Junge von etwa acht Jahren, dessen Elternhaus samt der Werkstatt ein Opfer der Bomben geworden ist, und der nur noch die Mutter hat, die das Handwerk des Vaters übernahm, beschreibt folgenden Traum: „Ich habe geträumt, wir hatten einen Straßenbahnwagen. Ich war der Wagenführer und konnte in allen Straßen herumfahren. Meine Mutter hatte eine Werkstatt im Wagen. Da konnte sie arbeiten wie zu Hause. Und ich konnte dabei immerzu herumfahren. Ich konnte sogar auch in den Straßen ohne Schienen fahren. Das gefiel mir sehr.“ — Welch erschütternde Spiegelung dessen, was heute Kinder bewegt, und welche erstaunliche Verwandtschaft zur surrealistischen Malerei unserer Tage! Und wie verzaubert das Kind alles, was seine Hand berührt!

Noch eine letzte Probe. Ein anderer Achtjähriger stellt an seine Tante, die er sehr bewundert und die für ihn offenbar das Höchste darstellt, was es an Menschentum gibt, die Frage: „Zwingst du den lieben Gott?“ So bewundern uns die Kinder. Nein, die Bewunderung ist auf unserer Seite! Und wenn ein Mensch den Herrgott „zwingt“, dann sind es die Kinder mit ihrem unschuldigen Herzen und ihrer ungebrochenen Gläubigkeit. „Welch Geheimnis ist ein Kind!“ (Brentano.) Und „wer wäre imstande von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen?“ (Goethe.)

Wir klagen, daß uns die Welt zerbricht, daß alle Lebenswerte blaß und vertauschbar geworden sind, daß wir den Sinn für qualitative Unterschiede verlieren, daß unsere ganze Existenz ein leeres, schemenhaftes Jagen, ein Film des Irrsinns geworden ist am Rande des Nichts. Das Evangelium führt uns an die Quelle der Heilung, dorthin, wo wir wieder lernen können zu staunen und zu glauben und — ganz zu sein. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder.“ Das Kind ist die Heilung der äußeren und inneren Trümmer. Das Kind ist wie aus einem Guß. Es ist ganz und heil und ahut wahrhaftig nicht, wie voll von Un-Heil die Welt der Großen ist.

So spricht Gott Vater im „Mysterium der unschuldigen Kinder“ von Péguy:

„O meine gestirnte Nacht . . .

Du nimmst die Kinder und die junge Hoffnung
in die Falten deines Kleides.

Aber die Menschen (die Großen) lassen nicht mit sich machen ...
O meine Tochter mit dem weiten Herzen,
du wiegst das Kind in Schlaf im Arm seiner Mutter.
Das Kind, das im Schatten des Schlafs wie in einem Lichte ruht.
Das Kind ganz gefüllt von innerer Freude
und dem Vertrauen in seine Mutter
und in mich.
Das Kind, die von Unschuld geschwellte Knospe.
Nacht, du wiegtest alle Abend das Christkind in Schlaf
im Arm der ganz Heiligen und Unbefleckten.“

So darf der Dichter sprechen. Und doch, muß man nicht gegen solche Erhebung des Kindes ernste Bedenken geltend machen? Der erste Einwand kommt aus der nüchternen, alltäglichen Beobachtung. Das Kind ist gar nicht ein solcher Aushund von Tugend. Das Kind hat Fehler. Mit Schmerz und Trauer sieht der scharfe Beobachter, wie all die gefährlichen Neigungen des Raubtiers Mensch sich ansatzhaft schon im sogenannten „unschuldigen Kinde“ finden. Augustinus vor allem bekämpft schonungslos die eingebildete Unschuld der Kleinen. — Nachdem er von den Diebstählen und der Genäschigkeit der Kinder berichtet hat, schreibt er in seinen „Bekenntnissen“:

„Ist das die Unschuld der Kinder? Nein, o mein Herr und Gott, ich bitte dich! Denn handelt es sich bei den Verfehlungen der Kinder, die von Lehrern und Erziehern geahndet werden, zunächst um Nüsse, Bälle und Späßen, so sind es doch die gleichen Fehlneigungen, die später vor den Richterstuhl des Präfekten oder Königs führen, und dabei geht es dann um Gold, Grundstücke und Sklaven“ (I, 19).

Der hellenistisch gebildete Chrysostomus und auch Hilarius urteilen milder. Doch kann das nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Kirche die Erbsünde lehrt, und also alle aus Adam Geborenen mit der einen Ausnahme der Unbefleckten unter dem Fluch der Urschuld stehen und neuer Geburt aus dem Wasser und dem Geist bedürfen, um Gott wohlgefällig zu sein. Auch das Kind. Und ist ihm auch in der Taufe das neue, höhere Leben geschenkt, so schlummert in ihm doch das böse Begehren. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann es sich meldet. Es kann keine Rede davon sein, das Kind blind zu verhimmeln. Das Kleinkind, das im Kindergarten dem Kameraden die Klöße böswillig durcheinanderwirft, ihm das Dampfschiff entreißt und damit wegläuft, steht tatsächlich, so furchtbar es sich anhört, in einer Reihe mit den Männern, die eines Tages das Verbrechen des Krieges über die Menschheit bringen und unsäglich viel Glück zerstören. Die Kinder, die auf unseren Trümmern spielen, sind also doch nicht durch unendliche Abstände von ihnen getrennt. Auch sie gehören schon der Erde und ihren schlimmen Verflechtungen an.

Wie aber konnte dann der Herr uns die Kinder zum Vorbild geben? — Weil die Fehler dieser „kleinen großen Sünder“ denn doch von unseren aus-

gewachsenen sich in wichtigen Punkten unterscheiden. Wenn ein Kind auch zornig wird, sagt Hieronymus, „es beharrt nicht in seinem Zorn, es trägt nicht nach, wenn man ihm wehe tat, es achtet nicht auf Frauenschönheit; Denken und Reden sind bei ihm nicht zweierlei“. Die Kinder haben trotz all ihrer Fehler eine schöne Zutraulichkeit und Demut. Wenn man die Stelle bei Matthäus im Zusammenhang untersucht, dann tritt hervor, daß dieser Zug wohl vor allem direkt gemeint ist: die unansehnliche Stellung, die das Kind einnimmt. Damals war das „Jahrhundert des Kindes“ noch in weiter Sicht. Damals galt ein Kind wenig, und es hat schließlich auch heute nicht groß mitzureden. Darum leben Kinder in schlichter Unbefangenheit dahin und machen nicht viel Aufhebens von sich. Sie haben zu ihren Eltern ein grenzenloses Vertrauen. Sie fügen sich ihrem Willen. So ist uns das Kind vorgestellt als Heilung unseres Stolzes, unserer Wichtigtuerei und der Verhärtung im Bösen, die recht eigentlich das Schlimme ist und endlich selbst dem Schöpfer Geist die Hände bindet. Fehlt das Kind, dann bittet es ab, und alles ist wieder gut.

Der andere Einwand heißt: Wie kann das Unfertige Vorbild des Fertigen sein? Der Mensch ist doch vom Schöpfer als Reifender gewollt, daß er zum Manne und zum Weibe heranwache. „Als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen. 1, 27). Erst Mann und Frau sind im Vollsinn Mensch. Und da der Mensch Mann und Frau nur werden kann im Durchschreiten der Kindheit und der Jugendzeit, indem er das, was des Kindes ist, hinter sich läßt (1 Kor. 13, 11) und durch Krisen und Kämpfe geht, kann ihm doch nicht zum Vorwurf gemacht werden, wenn er dem Kindhaften entwächst, — und kann ihm das Kind als Vorbild wenig besagen. Tatsächlich gibt es ein ausschließliches Rühmen der Kindheit, ein sich an die Kindheit Klammern und in ihr Hängenbleiben, das nur Angst und Unreife ist und zu Infantilismus führt. Ihn kann Gottes Wort nicht meinen. Der Träger des alten und neuen Gottbündnisses ist eindeutig der Mann. Er ist in der Kirche der Inhaber einer ernsten Würde, und neben ihm steht die Frau. Wie das mit dem Kindesgeist gemeint ist, mag uns der Völkerapostel sagen: „Brüder, im Denken seid keine Kinder! Im Bösen seid unmündige Kinder, im Urteil aber gereifte Männer“ (1 Kor. 14, 20). Wachsende Erkenntnis, wachsende Leistung und Verantwortung sind menschliche Werte vor Gott und Abbilder seiner eigenen Vollkommenheit. Und ebenso sind alle Phasen im Ringen um die Krone ernst und heilig, und die Krone selbst ist nur den Lebenskämpfern verheißen.

Und dennoch ist auch die so entworfene Linie nicht von einer ungebrochenen Klarheit, es bleibt da ein geheimnisvoller Rest. Im Kinde ist ein Ansatz gegeben, den wir später verspielen. Wir stehen mit wehmütiger Bewunderung vor der Kindheit, weil in ihr noch eine besondere Nähe zum Schöpfer und zur Unschuld des ersten Menschen zu spüren ist. Weil der bittere Weg, der heute aus dem Land der Kindheit in die Reife führt, ursprünglich anders angelegt war, nämlich als ein Aufsteigen von Harmonie zu Harmonie; nicht ein Weg der Sünde, wie er es nach der Vertreibung so oft

ist. Ja es wäre ursprünglich nicht einmal eine Entwicklung gewesen, die die innere Ausgeglichenheit gestört und gesprengt hätte, wie es doch nun rein psychologisch mit der Reife gegeben ist. Die Arbeit ist nun nicht mehr nur Segen, sondern auch Buße. Das Ringen um die Krone bringt uns Gnade ein, aber auch Schmerzen, Wunden und Gefahren überreich. Das Kind ist im Ansatz noch anders. Für eine Spanne Zeit scheint ein ungebrochener, strahlender Bogen die Erde zu verlassen — aber dann stürzen die Illusionen zusammen. . . .

Und soll dem Erwachsenen, dem Kämpfer und Sieger in den Schlachten des Lebens und in den Schlachten Gottes, im Anblick des Kindes nicht noch ein Weiteres zum Bewußtsein kommen: daß alles Gnade ist? Unser Schaffen ist wichtig, unser Ringen ist ernst und heilig, aber nicht auf unsere Anstrengung kommt es schließlich an, sondern auf die schenkende Liebe Gottes. Der Erwachsene ist allzuleicht der Mann, der weiß, was er kann und bedeutet, der sich seiner Leistung rühmt. Gott aber braucht keinen von uns. Er liebt die Armut und Demut und hebt den Armen und Sünder aus dem Staub, den Stolzen aber fegt er von seinem Thron. Er widersteht dem Stolz. Das Kind ist das Bild des reinen Geschenkseins. Was es hat, das wird ihm in den Schoß gelegt. Stirbt es früh, dann wird ihm die Krone zuteil, ohne daß es die geringste Leistung vollbracht hätte. Gott schenkt den Kindern alles, weil er sie liebt. Sie sind seine Lieblinge. Wenn wir sein verschwenderisches und unerrechenbares Schenken erfahren wollen, dann müssen wir vergessen, auf unsere angeblichen Leistungen zu schauen. Dann müssen wir reine, demütige Empfänglichkeit sein wie die Kinder, diese Diebe seiner Gnade. Die Kinder leben aus einem tiefen, unerschütterlichen Vertrauen in die Eltern. Wie viel Krampf würde sich lösen, wenn einer voll Vertrauen sich seiner Gnade überließe. Wie viel Daseinsangst würde verschwinden, wenn wir Ernst machten mit den Worten: Vater unser, der du bist im Himmel. Darum heißt es: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder.“ Auch den Wiederaufbau unserer zertrümmerten Welt müssen wir so sehen: zu allererst als Gnade, als ein Geschenk, das er geben muß. „Wenn der Herr das Haus nicht baut, mühen sich die Bauleute vergebens“ (Ps. 126, 1).

Und noch einmal setzen wir zum Einwand an: Was soll das heißen: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder“? Können wir denn in den Schoß unserer Mutter zurückkehren? Oder wie soll einer ein neuer Mensch, eben dieser kindhafte Mensch, werden ohne Geburt? Ist es nicht wie eine Ironie, dem alternden Menschen zu sagen: Sei doch wie dieses Kind da? Dem müden und verbrauchten Menschen, dessen Haut welk und runzelig geworden ist, und dessen Seele ihr Unvermögen täglich deutlicher zu spüren bekommt. Diesem armen Menschen, den das Gewicht seiner Körperlichkeit zu erdrücken beginnt, und der ohnmächtig an den Gitterstäben seines Gefängnisses rüttelt. Der junge Mensch mag noch von grenzenlosen Möglichkeiten und immer neuen Wandlungen träumen. Der alternde weiß, daß er seine Grenzen nie

überschreiten wird. Was soll ihm der Hinweis auf das rosige, knospenhafte, unschuldige Kind?

Die Antwort auf diese Frage und Klage hat der Herrgott gegeben in der Menschwerdung des Sohnes. Im Geheimnis der Weihnacht wird uns der Zugang zu ewiger Kindheit erschlossen, wie in ihr recht eigentlich erst die ganze Größe des Kindes aufleuchtet. „Welch Geheimnis ist ein Kind? Gott ist auch ein Kind gewesen. Weil wir Gottes Kinder sind, kam ein Kind uns zu erlösen“ (Brentano). Das Kind ist etwas schlechthin Vorbildhaftes und Großes und ein unergründliches Geheimnis, weil es ein Abglanz des Kindes Jesu ist. Wenn Langbehn dichtet: „Wie sich die Sonne birgt in jeder Blume, birgt Gottes Antlitz sich in jedem Kind“, dann hat er letztlich nur darum recht, weil Gott sich einmal in wörtlicher Wahrheit in ein Kind hineinverborgen hat, so daß er Kind ist. Das ist die selige Botschaft der Weihnacht, durch die allem Volk Freude wird. Dadurch ward wirklich, wie Rilke es will, das Kind „ins Gestirn gestellt“. Bethlehem ist die Stelle „die seit Anbeginn gegründet war für den reinen Vorgang“ (vgl. die vierte der Duineser Elegien).

Mit diesem Kind ist in der Menschheit selbst der Punkt, das Einfallstor gewonnen, von wo unverwelkliche Lebenskraft in sie einströmt, und das unmöglich Scheinende möglich wird. In diesem Kind ist uns die erstaunliche Macht gegeben, auch selber Kinder, und zwar Kinder Gottes, zu werden (Joh. 1, 12). „Denn das Kind, das in der Krippe liegt, ist gekommen, uns zu Kindern zu machen, weil nur Kinder ins Himmelreich eingehen, und all unser Wachsen in Ihm zur Vollreife des Alters Christi ein stetes Jüngerwerden ist, bis alles müde Alter dieser Sterblichkeit aufgezehrt ist in die Ewige Kindheit der Unsterblichkeit, wo wir erst voll wiederhergestellt sind zum Bild und Gleichnis Gottes“². Gott ist ewige Jugend, und in ihn hineinwachsen, heißt innerlich immer jünger werden, mag auch der Leib zerfallen. Darum betet die Kirche an der Krippe: „Die stete Neuheit seiner Geburt im Geheimnis der Weihnacht verleihe auch uns ein stetes Neuwerden; trieb doch die Gottgeburt aus alles menschliche Altern“ (Schlußgebet der zweiten Weihnachtmesse).

Wenn wir heute vor alten Darstellungen der Christnacht stehen, fällt uns auf, wie häufig die mittelalterlichen Meister die Krippe in eine Hausruine hineingestellt haben. Es sind oft Ruinen, die genau aus einer unserer zertrümmerten Städte stammen könnten. Damit wollten die Maler offenbar die Armut des Stalles zur Anschauung bringen. Sie haben ungewollt mehr getan. Sie haben den überzeitlichen Zustand der Welt und des Menschen ohne Gott getroffen. Die gottlose und gottferne Welt ist immer und wesensmäßig eine Ruine, wie der Mensch ohne die Gnade ein alternder und zerfallender ist. Weihnachten heißt, daß Gott die Trümmer sich nicht selbst überlassen hat. Er hat mitten zwischen den ragenden Schornsteinen und den hohlen Fenstern eine Strohschütte zusammengetragen und dahinein bettete er das

² Erich Przywara, „Kirchenjahr“ Herder 1923, S. 15 f.

Kind aus Maria der Jungfrau. Und auch das kannst du bei den alten, frommen Malern sehen, wie nun die Ruinen von eben nicht mehr dieselben sind. Ein Licht ist in ihnen aufgestrahlt, ein Singen hat sich erhoben. Mensch und Engel fallen sich in die Arme. Der armen alten Welt ist eine neue Kindheit zuteil geworden, und die Ruinen haben nicht das letzte Wort.

Das letzte Wort hat die Liebe, das letzte Wort hat das Leben. Das Kind in der Krippe besagt, daß ein Vater über uns waltet. Gott ist Vater. „Wer Vater ist, ist vor allem Vater“ (Péguy). Vom Menschen, seinem Geschöpf, läßt sich nichts Tieferes und Schöneres aussagen, als daß er sein Kind ist. Wir sind seine Kinder und bleiben es. Wer Kind ist, ist vor allem Kind. Wir nehmen unsere Altersstufen und beruflichen Grade und Unterscheidungen manchmal allzu wichtig. Wir nehmen auch die Einteilungen der Menschheit in Rassen und Völker und Sprachen allzu ernst. All diese Verschiedenheiten ändern nichts an der Grundwahrheit unseres Menschseins, daß wir seine Kinder sind. In den Himmel kommen nur seine Kinder. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder.“ Wir sollen gewiß nach seinem eigenen Schöpferauftrag wachsen. Eines Tages, wenn wir „große“ Menschen geworden sind, legt er die Last des Tages und die Verantwortung auf unsere Schultern. Aber wir wollen daraus keine große Geschichte machen. Wir wollen kindhafte Menschen bleiben und uns nicht erhaben dünken über die Kinder, die auf unseren Trümmern spielen. Sie können in manchem unsere Lehrmeister sein. Ihr Anblick soll uns die Hoffnung zurückgeben und ein erstes Lächeln.

Kritik an der Kirche

Von ANTON KOCH S. J.

Vor Jahresfrist kam in Italien ein Buch heraus, das gleich bei seinem Erscheinen die Geister in starke Erregung versetzte. Sein Verfasser war der durch sein temperamentvolles „Leben Jesu“ auch in Deutschland bekannt gewordene Dichter Giovanni Papini, und der Titel des Buches lautete: „Briefe des Papstes Cölestin VI. an die Menschen“¹. Ein Papst Cölestin VI. hat niemals gelebt — der fünfte und bisher letzte Träger dieses Namens war jener heilige Eremit, der um des lieben Friedens willen seine stille Klausur in den Abruzzen mit dem päpstlichen Thron vertauschte, dann aber in der Erkenntnis, daß er weder seiner hohen Stellung noch der verworrenen Lage gewachsen war, schon nach fünf Monaten auf Amt und Würde verzichtete und sein Leben im sicheren Gewahrsam seines Nachfolgers Bonifaz VIII. beschloß. So sind also diese von Papini „erstmalig übersetzten und herausgegebenen“ Papstbriefe nur eine Fiktion, aber man muß sagen, eine geniale Fiktion. Denn nun schimmert um diese Sendschreiben an die Menschen seiner Zeit (die sich nur allzu deutlich als unsere Zeit offenbart) ein Hauch

¹ Lettere agli uomini di Papa Celestino VI, per la prima volta tradotte e pubblicate. Firenze, Vallecchi Editore (uns lag das 25. Tausend vor).